

An manchen Sonntagen gab es willkommene Abwechslung im monotonen Refraktär-Alltag. Die Radsportsaison hatte begonnen. Die Ziellinie einiger wichtiger Rennen lag draußen vor der Haustür, und Robert sah die Luxemburger Rennfahrer-Asse, die Mert und Pier Clemens, als haushohe Sieger über den weißen Strich sausen. Robert las viel und legte „Patiencen“. Leider besaß er kein Rundfunkgerät, um ausländische Sender zu hören. Im Hause Hartert war der Radioapparat beschlagnahmt worden. Der Refraktär studierte emsig die strategische Lage, soweit die verwässerten deutschen Wehrmachtsberichte dies zuließen und verfolgte auf einer Landkarte die „stiegreichen“ Rückzüge der Deutschen und die gewaltigen Landgewinne der Alliierten. Im Osten drängte die Sowjet-Dampfwalze den deutschen Eindringling allmählich zurück. In Italien brachen französische und polnische Divisionen bei Monte Cassino durch. Die amerikanischen und britischen Armeen traten aus dem Anzio-Brückenkopf zum Angriff an. Das alles stärkte die Moral des Deserteurs. Als die Alliierten dann am 6. Juni 1944 in der Normandie landeten, wußte Robert, der, ohne Pessimist zu sein, stets mit einem langen Krieg gerechnet hatte, daß die Stunde der Befreiung nicht mehr fern war.

Große Aufregung gab es noch einmal im Hause Hartert-Hurst, als Ende August 1944 durchziehende Wehrmachtstruppen auf der Suche nach Quartieren in die Wohnung drangen. Es war an einem Sonntagvormittag. Robert hatte es sich, der guten Aussicht wegen, in einem Schlafzimmer zur Redingerstraße hin bequem gemacht und war in den Roman „König der Bernina“ (von Jakob Christoph Heer) vertieft. Plötzlich hörte Robert lautes Reden im Vorzimmer. Der Refraktär wußte, was das bedeutete und schob sich schleunigst unter das Doppelbett. Mit 58 Kilo „Kriegsgewicht“ fiel ihm dies leicht.

Dann fragte eine teutonische Stentorstimme: „Und wer schläft hier?“ Tata Sisy antwortete kalblütig: „Der Hausherr und seine Frau!“ Die Deutschen rauschten ab. Eins zu Null für Tata Sisy! Was wäre geschehen, wenn sie die Deutschen nicht abgewinnelt hätte? Doch der Schrecken saß allen Hausbewohnern mächtig in den Gliedern. Eines Tages hörte Robert das Rollen schwerer Tiger-Panzer in der Alzette-Straße. Von der Grenze her knatterte Gewehrfeuer über die Stadt. Widerstandskämpfer hatten im nahen Villerupt einen hochgestellten Wehrmachtsoffizier gefangen genommen. Robert besaß einen Feldstecher und beobachtete, wie sich die Kollaborateure aus Esch absetzten. Das Gefängnis im Polizeirevier wurde geöffnet. Während der Übergangszeit blieb der Refraktär vorsichtigerweise in seinem Versteck und kam nicht ans Licht. Er hatte wohlgeraten. Nach einigen Tagen kehrten die Deutschen für kurze Zeit nochmals zurück.

Am 10. September drängten sich frohe Menschenmassen in Richtung Post. Die amerikanischen Befreier waren da. Am 10. Mai 1940, um acht Uhr morgens, hatte Robert erstmals einen feldgrauen Kradfahrer der deutschen Heeresvorabteilung Ecker Redinger- und Kohlenstraße erblickt. Genau vier Jahre und vier Monate später sah der Rümeling Refraktär jetzt ein amerikanisches Fahrzeug in die Redingerstraße einbiegen. Roberts Gefühle

waren unbeschreiblich. Seine Brust weitete sich. Der Nazi-Alptraum war vorbei.

Gleich nach der Befreiung wurde Robert wieder an seinem Arbeitsplatz in der Escher Genossenschaftsdruckerei vorstellt. Michel Flammang, ein wackerer Patriot, der zur Resistenz beste Beziehungen pflegte, sorgte für die Wiederankurbelung des Betriebs und ernannte den jungen Rümeling zum „Chef d'atelier“, ein Posten, den er später aufgab. Robert Glesener hielt seiner Firma über die Jahrzehnte hinaus bis zur Pensionierung unentwegt die Treue. Er ist jetzt Ruheständler und gehört zu den Stillen im Lande. „Ruhe mit Würde, wer das versteht, hat des Lebens Gipfel erklommen.“ Nach diesem Leitsatz legt Robert heute seine Lebensform fest. Der einstige Deserteur hat mannigfaltige Liebhaberereien. Als fleißiger Sammler historischer Fakten aus dem zweiten Weltkrieg gelang es ihm, ein einzigartiges Schriftenarchiv über die Besetzungszeit zusammenzustellen. Mit den Jahren wurde Robert zu einem wahren Wissensborn, was die Geschichte der Luxemburger Resistenz anbelangt. Sein Dokumentationsmaterial könnte eine ganze Ausstellung füllen. (In diesem Zusammenhang sei an die bemerkenswerten Exponate erinnert, die vom 9. bis zum 23. November 1980 dem Publikum im Rümeling Stadthaus zugänglich waren.)

Robert Glesener öffnete dem Autor des vorliegenden Buches bereitwillig seine Akten. Ohne Roberts tatkräftige Mithilfe wäre das Kapitel über die jungen Löwen und die braunen Bonzen in dieser Form wohl kaum zustande gekommen.



Am 12. und 13. Juli 1944 griffen die Deutschen nochmals zu und trieben die letzten großen Transporte Luxemburger Jugendlicher im hauptstädtischen Bahnhof zusammen. Auch diesmal hatte sich der Raubzug gelohnt. Die Nazis machten reiche Beute, besonders unter den jüngeren Jahrgängen 1925 und 1926 (Die Einberufungslisten erfaßten ca. 1 200 Mann). Den Deutschen stand das Wasser bis zum Halse. Eile tat not. Kein Wehrpflichtiger durfte ihnen durch die Netze schlüpfen. Für die Nazi-Zivilverwaltung im Gau Moselland war die Zwangsrekrutierung bereits zur Routine geworden. Die Vorbeugungsmaßnahmen gegen die latente „Fahnenfluchtsuche“ wurden immer radikaler. Braune Gestapo-Polypenarmen tasteten nach den allerletzten Dienstpflichtigen in Stadt und Land. Nazi-Spürhunde legten unsichtbare Fangeisen, aus denen es kaum ein Entrinnen gab. Partei-Funktionäre überwachten das Tun und Treiben der Jugendlichen, denen die Einberufung drohte. Ein Untertauchen wurde immer schwieriger.

Die Gestapo kämpfte verbissen gegen die vereinten Luxemburger Resistenzorganisationen, die sich im März 1944 zur „Union des Mouvements de Résistance Luxembourgais“ zusammengeschlossen hatten. Die Nazis schlie-



nen zu wissen, daß sie in Luxemburg ihr letztes Gefecht lieferten. Also wollten sie möglichst viele unschuldige Luxemburger Opfer mit in den Abgrund reißen. In Rümelingen hatten 26 Rümelinger Jungen ihren Gestellungsbefehl zum RAD erhalten und sollten am 12. Juli einrücken. Unter ihnen war der junge Bergmann Roger Daxhelet (geb. am 15. September 1926), der als Anknüppler im Grubenbetrieb HADIR-Langengrund arbeitete.

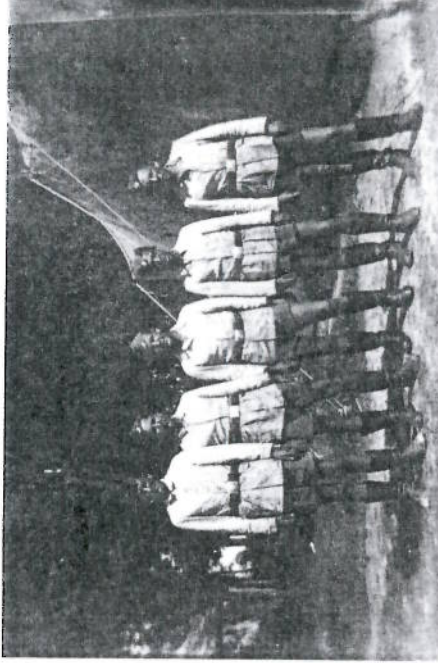
Der damals kaum achtzehnjährige Roger gehörte der Hitlerjugend nicht an. Die örtlichen Nazis waren rachsüchtig und suchten dem andersdenkenden jungen Patrioten das Leben nach den Methoden totalitärer Staaten immer schwerer zu machen. Führer der Rümelinger HJ-Gefolgschaft war damals der berüchtigte Erich Tomaszewski, ein Erz-Nazi, der seine gehobene HJ-Stellung weidlich zur Drangsalierung Rümelinger Jugendlicher ausnützte. Tomaszewski, ein übler Schlägertyp, war Reichsdeutscher, wohnte in der Bahnhofstraße Nummer 50 und betätigte sich beruflich als leitender Beamter in einem zur HADIR gehörenden Öttinger Grubenbetrieb.

Roger Daxhelet und seine Kameraden Marcel Rassel, Pitt Probst und Jos. Küntzinger waren den Nazis bereits mehrmals durch ihre antideutsche Haltung aufgefallen. Tomaszewski befahl die vier Rümelinger Jungen zu sich und ließ seine wüsten Nazi-Haßreden kübelweise über die standfesten Jungpatrioten, die sich nicht einschüchtern ließen. Der gewalttätige Nazi drohte mit Himmel und Hölle, falls die Rümelinger „Jungen“ nicht auf die deutsche Linie einschwenkten und beruhigte sich erst, als die vier RAD-Pflichtigen ihre Gestellungsbefehle vorzeigten.

Dann brach der unselige 12. Juli an. In Frankreich setzte Rommel letzte Reservern ein. Noch hatte für Luxemburg die Stunde der Befreiung nicht geschlagen. An diesem Tag verließen u.a. folgende junge Rümelinger ihre Heimatstadt: Reiffers Roger, Daxhelet Roger, Gerson Eugène, Rassel Marcel, Stocklausen Jean, Krier Georges, Thelen Jean-Pierre, Molitor Lucien, Philippi René, Probst Pierre, Tintinger Lucien, Feitler Jacques, Schelinsky Alphonse, Hoffmann Metty.

Über diesen Transport und dem zweiten, der anderntags abfuhr, hing eine furchtbare Tragik. Als nämlich die Luxemburger Jungmänner, unter ihnen Guy de Muiser (später Hofmarschall), Abbé André Heiderscheid (zukünftiger Direktor des „Luxemburger Wort“), Jean Wolter (der allzu früh verstorbene Minister) und der Adoptiv-Rümelinger Henri Kraus, im Oktober 1944 aus dem RAD entlassen wurden, konnten sie nicht in die befreite Heimat zurück und blieben, gleichsam als Geiseln, in den Händen der Deutschen, die sie sofort der Wehrmacht überstellten.

Da zur Zeit der Abfahrt in Luxemburg Fliegeralarm herrschte, mußten die Dienstpflichtigen zuerst einmal in die Luftschutzräume der früheren Champagner-Fabrik Mercier am Bahnhof. Dann rollte der Zug nach Osten, drei Tage lang. Wer kann sich heute wohl die Gefühle dieser bedauernswerten Zwangsrekrutierten der letzten Stunde ausmalen? Die Alliierten nahmen das



Die Luxemburger Zwangsvekrutierten Mathias Profant, Lucien Molitor, Fr. Jaas, René Steinbach und Roger Daxhelet im RAD-Lager Gemblitz

Nazi-Imperium von Ost nach West in den Schraubstock ihrer siegreichen Armeen. Ob die jungen Luxemburger wohl mit hellen Knochen aus dieser Riesensprengel herauskamen?

Roger Daxhelet wurde mit einem größeren Trupp Luxemburgern in den RAD-Lagern Gembitz und Deuschwalde zwischen Hohensalza und Gnesen ausgeladen. Er kam mit seinem Rümelingler Freund Lucien Molitor (am 5. März 1945 bei Küstrin gefallen) und dem Luxemburger René Steinbach, sowie sieben Deutschen in Gembitz auf eine Stube. Nach der Grundausbildung mit Spaten und Karabiner fuhr Rogers Trupp nach Kruschwitz an den Goplo-See zum Binsenscheiden. Es war im August. See und Himmel blauten, und der Binsenswald spiegelte sich im stillen Wasser. Die Arbeit an den freundlichen Ufern des langgestreckten Rinnensees, in dem die Netze ihren Ursprung fand, war nicht allzu schwer. Die RAD-Männer gingen gerne „in die Binsen“, die in den benachbarten Fabriken bei der Herstellung von Holzzucker Verwendung fanden.

Schwerer war das Bäumefällen und das Ausheben von Panzergräben. Die Russen standen an der Weichsel, und die Front rückte in bedrohliche Nähe. Abends, wenn die sinkende Sonne von den Bohnenstangen in den Gemüsegärten aufgespießt wurde, blickten die jungen Luxemburger sehnsüchtig nach Westen, wo das ferne Land ihrer Träume lag. Der Sommer 1944 starb, und von zu Hause kam keine Post mehr. Alle Brücken zum befreiten Luxemburg waren abgebrochen. Die unglücklichen Arbeitsmänner standen fern der Heimat, allein und verlassen, in einem fremden Riesenreich, dessen Schwanengesang begonnen hatte. Melodien der Sehnsucht klangen auf: Nu stin ech hei, op ganzem fröme Büedem, weit vun doheem, wou ech all Mënsch hu kann!

Mitte Oktober wurde Roger aus dem RAD entlassen. Sofort griffen die Seelenverkäufer der Wehrmacht nach der Menschenbeute aus dem besetzten Westen und dirigierten den Zwangssoldaten in eine Kaserne nach Altenburg in Thüringen (Bez. Leipzig). Rogers Kameraden Lucien Molitor und Marcel Rassel kamen nach Naumburg in Garnison. In der Altenburger Kaserne wüteten professionelle Rekrutenschleifer, die sich durch wildes Toben als „Soldaten-Weichmacher“ am Fronteinsatz vorbeizudrücken suchten. Roger kam zur Artillerie-Ausbildung an die 7,5 cm-Geschütze einer Altenburger Reit- und Fahrbatterie. Die Verpflegung war sehr schlecht. Kommissbrot und preußischer Kohl machten die hungrigen Mägen nicht satt. Zum Weihnachtstfest 1944 gab die Küche Schnitzel aus. Das war ein memorabiles Ereignis.

Am 10. Januar 1945 wurde von Altenburg aus eine ganze Division in Marsch gesetzt. Richtung: Rhein! Roger gehörte als benannter Kanonier einem pferdebespannten Geschütz an. Die Division kam in einem Bahnhof am rechtsseitigen Rheinufer zur Ausladung, und die klapprigen Gäule schleppten die Kanonen in Richtung Remagen zur Front. „Den Pferden war's so schwach im Magen, fast mußte der Reiter die Mähre tragen!“ Roger war tierliebend und litt mit seinen vierbeinigen Kameraden, die still und ergeben mit den Köpfen nickten und gehorsam weitertröteten. Hippomobile Archaismen im Einsatz

270

gegen die gewaltige technisierte alliierte Kriegsmaschine! Etwa fünf Kilometer vor Remagen gingen die Batterien in Stellung.

Die Tage vertranen. Es wurde Frühling am Rhein. Der Schnee schmolz. Dann hieß es: „An die Käder!“ Fünf oder sechs Pferde kamen in Vorspann, um die Protzswagen weiterzuschleppen. Die Mannschaften verdeckten und stiegen nicht mehr aus den Kleidern aus Angst, sie könnten nicht mehr hinein. Kinder und Greise griffen zur Panzerfaust und wurden nach vorn geschickt. Das war also der legendäre Volkssturm, Deutschlands letzte Reserve. „Ein Volk steht auf, der Sturm bricht los!“ meinte ein HJ-Pimpf und warf sich in die Brust.

Manchmal traf Roger Luxemburger Schicksalsgenossen: Freund Medinger aus Esch-Alzette, Paul Flamang aus Luxemburg. Die Zwangsrekrutierten sprachen sich Mut zu und harrten aus. Luxemburg war ja frei, und für Deutschland rückte die Stunde Null immer näher. Alliierte Jabos nahmen die Stellungen unter schweren Beschuß. Pferde gingen verloren. Die Geschütze wurden im Mannschaftszug fortbewegt. Dann gingen die Amerikaner bei Remagen über den Rhein. Die Division hatte ein Drittel ihres Bestandes eingeblüht, und wich in den Westerwald zurück. „O du schöner Westerwald, über deine Höhen pfeift der Wind so kalt!“ Die Soldaten sangen nicht mehr. Der Siegesrausch von 1940 war dahin. Ende April geriet die flüchtende Einheit in einen Kessel und ging bei einer entlegenen Ortschaft irgendwo zwischen Sieg und Lahm in Stellung.

Alliierte Tiefflieger griffen an. Schwere amerikanische Geschütze deckten die Batterie ein. MG-Garben legten über die Stellung. Das war das Ende. Amerikanische Sherman-Panzer rumpelten heran und spicen Granaten ins Dorf. Der Tod hielt reiche Ernte. Zwei Luxemburger Zwangsrekrutierte, Paul Flamang und ein Kamerad aus Bettemburg, ließen ihr Leben, buchstäblich im letzten Augenblick. Roger Daxhelet warf die Waffen fort und hob die Hände. „Go on!“ sagten die Amis und teilten rücksichtslos Fußtritte aus. Verschiedene KZ-Lager waren bereits befreit und die GI's wußten von dem schauerlichen Geschehen, das sich hinter den Stacheldrähten der Todeslager im nationalsozialistischen Großreich abgespielt hatte. Es war schier unfahbar, wieviel leidvoller Schmerz das Volk der Dichter und Denker über die Welt gebracht hatte.

In diesem nassen Frühling, da das Nazi-Untier im Tode verröchelte und die Schandtat des verbrecherischen Hitler-Regimes den Blätterwald der alliierten Presse zum Rauschen brachte, waren die amerikanischen Soldaten, vom General bis hinab zum einfachen Soldaten, von einem heiligen Zorn gegen das deutsche Volk erfüllt. Benahmten sich die Amerikaner in den ersten Tagen nach der Landung in Frankreich gegenüber den deutschen Gefangenen noch äußerst korrekt, wenn nicht ritterlich, so faßten sie ihren Gegner jetzt nicht mehr mit Samthandschuhen an.

Die Amerikaner trieben die ausgemergelten PW's auf offenem Felde zusammen. Unterkünfte gab es keine. Es regnete. Die Gefangenen wurden zu

Wasserpflanzen. Sie konnten sich nicht hinlegen, drängten sich in Gruppen zusammen und standen geduldig mit dem Rücken gegen den Regen, wie Vieh auf nassen Weiden. Dann wurden die erschöpften PW's am rechten Rheinufer auf einem zerstörten Flugplatz in der Nähe von Remagen konzentriert. Es war ein gewaltiges Lager mit mehr als 200 000 Gefangenen. Wieviel Menschen doch auf einem kleinen Raum zusammengepfercht werden können! Auch hier gab es vorerst keine Unterkünfte. Der Riesenplatz war aufgeteilt in Areale für jeweils 10 000 Mann.

Die Gefangenen suchten Schutz vor den Unbilden der Witterung im Erdboden und wühlten Löcher in den feuchten Wiesengrund. Ein atavistischer Trieb aus der Urzeit menschlichen Daseins! Es war eine mühselige Prozedur. Die Soldaten besaßen keinerlei Gerätschaften. Konservendeckel mußten zum Scharen und Buddeln genügen. Die PW's legten tropfennde Decken über die Erdlöcher, wickelten sich in ihre nassen Mäntel und schliefen vor Schwäche und Hunger ein. Der Tod, der große Bruder des Schlafes, war nahe. Vielen gelang es, in dem sandigen Untergrund ihre Löcher an der Sohle nach den Seiten hin stollenartig auszuweiten. Manche Gefangenen schaufelten sich so ihr eigenes Grab. Wenn nämlich die Erde über dem Schlafenden einbrach, so fand ihn kaum jemand wieder. Der Verschüttete fehlte einfach. Das Erdloch war ihm zur letzten Ruhestätte geworden.

In den berüchtigten „Rheinwiesslagern“ bestand die Verpflegung aus Milchpulver, Trockengemüse und Weißbrot (in geringen Mengen). Da es keine Feuermöglichkeit gab, wurde das Pulver mit Wasser zu einem Brei aufgerührt und kalt verschlungen. Das Wasser wurde in riesigen Tankwagen aus dem Rhein herangebracht, in mächtigen Behältern stark gechlort und dann an die Gefangenen ausgegeben. Die Ruhr wütete. Täglich wurden 50 bis 60 Tote aus dem Lager geschafft. Die ärztliche Betreuung war rudimentär. Deutsche Sanis kümmerten sich um die Kranken, schleppten sie in Sanitätszelte und verabreichten den Dahinsiechenden jene Medikamente, über die sie noch verfügten.

Wie mancher Luxemburger Gefangener hat sich in diesen Lagern den Keim zu chronischen inneren Krankheiten zugezogen (Magen, Darm, Leber und Galle), die ihm in fortgeschrittenem Alter schwer zu schaffen machten. Die Kranken krümmten sich vor Leibschmerzen, hockten verzweifelt an den Latrinengräben, die sich quer durchs Lager zogen und gaben einen bluthaltigen, schleimigen Stuhl von sich. – „Ich mach das schon!“ sagte der Sani, und tauschte für die Armbanduhr des Kranken lebensrettende Sulfanomiden, warmen Haferbrei und Zwieback ein. Im Lager grassierte ein schwunghafter Schwarzhandel. Die amerikanischen Wachposten waren scharf auf deutsche „Souvenirs“ und schmuggelten zusätzliche Verpflegung ins Lager. Am freigebigsten waren die farbigen Soldaten. Um die Zeit, da Hitler sich das Leben nahm, gab es die ersten Zelte. Die hygienischen Bedingungen besserten sich. Breite Straßen durchzogen das Lager. Posten standen alle zwanzig Meter und hatten ein scharfes Auge auf das Treiben der Gefangenen.

Am 9. Mai 1945 trat der Waffenstillstand in Kraft. Deutschland war vernichtet. Die amerikanischen Wachmannschaften feierten ein großes Fest und ballerten mit Handfeuerwaffen durch die Luft. Da entschloß sich Roger Daxhelet mit zwei Luxemburger Schicksalsgenossen zur Flucht aus dem Camp. – An jedem Abend, zehn Minuten vor zehn, strahlten mächtige Scheinwerfer auf und tauchten das Lager in gleißendes Licht. Dann war eine Flucht unmöglich. Die Luxemburger nutzten die kurze Dämmerung vor dem Aufleuchten der Scheinwerfer, näherten sich der Umzäunung und drehten den Stacheldraht zusammen. Es gab blutige Hände und zeretzte Kleider. Die Ausbrecher glitten vorsichtig durch den Zaun, überquerten ungesehen den jenseitigen Bahndamm und liefen dann die Hänge der Weinberge hinauf.

Dämmerdunkler Wald zog sich am Hochplateau hin. Unten flammten die Scheinwerfer auf, und die Luxemburger verschwanden im schützenden Dickicht. Die „Jungen“ warteten den Morgen ab. Gegen fünf Uhr, eben graute der Tag, hörten sie Schritte. Ein älterer unbewaffneter Mann in grüner Försterkleidung näherte sich und erblickte die fremden Waldgänger. Der greise Forstmann hatte einen steifen Arm und strahlte eine beruhigende Freundlichkeit aus. Er sagte den Flüchtlingen, sie bräuchten keine Angst zu haben. Sie sollten mit ihm ins Forsthaus kommen, damit sie erst einmal etwas essen könnten. Roger und seine Kameraden faßten Vertrauen und gingen mit zu der einsamen Försterwohnung, wo die Hausfrau ihnen ein ausgelegtes warmes Frühstück vorsetzte.

Der Krieg hatte dem alten Försterhepaar übel mitgespielt. Zwei Söhne waren gefallen, ein dritter vermißt. Die Hausmutter öffnete den Kleiderschrank und verteilte die Zivilkleider ihrer Söhne. Der Förster ließ die abgerissenen Wehrmachtsuniformen verschwinden. In Zivil fühlten sich die Luxemburger wie neugeboren. Zwei Tage blieben sie bei der gastfreundlichen Försterfamilie und schliefen sich gehörig aus. Dann machten sie sich auf den Weg nach Südwesten. Der Förster hatte ihnen eine übersichtliche Wegskizze gezeichnet, die ihnen während ihrer zwölfstägigen Fußwanderung durch die Eifel sehr nützlich war. Die „Jungen“ marschierten zuerst rheinaufwärts und bogen dann ins Ahrtal ein. Über Bad-Neuenahr erreichten sie Dümpelfeld und tippelten in die Hocheifel hinein. Sie wurden von den Eifelbauern freundlich empfangen, erhielten Verpflegung und übernachteten in den Scheunen. Ahrdorf, Hillesheim, Lissingen, Rittersdorf waren weitere Etappen auf dem langen Rückweg. Hier sprach man schon fast Luxemburgisch. Doch noch war Vorsicht geboten. Die Landstraßen waren fast Luxemburgisch. Doch noch war Umwege. Die Flüchtlinge hielten sich in die Wälder und legten täglich zirka dreißig Kilometer zurück.

Am 26. Mai erreichten die „Jungen“ bei Lieler die luxemburgische Grenze. An der Our lag ein riesiges Minenfeld. Auf der deutschen Seite war der Todesstreifen nicht gezeichnet. Die ahnungslosen Heimkehrer kamen unbeschadet hindurch und marschierten über einen schmalen Holzsteg ins Großherzogtum. Ihre Herzen schlugen höher. Wiedersehensfreude mit der

Heimat beflügelte ihre Schritte. Die drei Kameraden hätten am liebsten die „Hemelt“ und den „Feierwon“ angestimmt.

Kirmessamstag in Lieler, anno 1945, abends gegen neun Uhr! – Drei müde, aber glückliche Fremdlinge betraten das Dorfwirtshaus. Die einheimischen Gäste blickten erstaunt auf die unrasierten jungen Tüppelbrüder, die wie Strauchdiebe aus östlichen Gefilden in die dörfliche Vorkirmessstimmung einbrachen. Roger Daxhelet und seine Weggenossen gaben sich zu erkennen. Der Wirtin war das Arbeiterstädtchen Rümelingen drunten im südlichen Luxemburg nicht unbekannt. Sie war eine Verwandte des Zwangsrekrutierten Armand Theisen, mit dem Roger in friedlicher Vorkriegszeit die Schulbank drückte. So waren bald zwischenmenschliche Kontakte hergestellt, die den erschöpften Heimkehrern sichtlich wohlthaten. Die herzensgute Wirtsfrau wußte, was den hungrigen „Jungen“ frommte. Sie brachte die „Kirmesham“ herbei, und die fremden Gäste langten kräftig zu.

Wie herrlich doch das Luxemburger Bier schmeckte! Es schäumte so prächtig und stieg prickelnd durch die Nase hoch. Die Bewohner des kleinen Öslinger Dörfchens, die sich nach der furchtbaren Rundstredt-Offensive wieder in ihrer Heimatortschaft eingefunden hatten und sich eben zur ersten Nachkriegskirmes rüsteten, staunten nicht schlecht über den Riesenappetit der Jungmänner, denen die Freude über die glückliche Heimfindung aus den müden Augen leuchtete. Roger weiß nicht mehr, wieviele der leckeren rosigen Schinkenschnitten er verzehrte, doch er war seit länger, länger Zeit endlich wieder einmal vollkommen satt.

Die Heimkehrer übernachteten im Wirtshaus und sanken in einen bleischweren Schlaf. In aller Herrgottsfrühe machten sie sich zu Fuß auf den Weg nach Ujlingen und bestiegen am dortigen Bahnhof um viertel vor sechs den Zug in Richtung Hauptstadt. Gegen halb elf war Roger in Rümelingen. Es war ein friedlicher Sonntag im Mai. Die Sonne streute ein blitzblankes Frühlingslicht über die roten Berge, und die Glocke rief kräftig zum Hochamt. – Ein Rümelinger Zwangsrekrutierter hatte seinen Kalvarienberg erklommen. Nun war es vollbracht. Er war zu Hause. In der vielköpfigen Daxhelet-Familie herrschte lautere Freude über die Heimkehr des Jüngsten, von dem man so lange ohne Nachricht geblieben war.

Am folgenden Montag fuhr Roger nach Luxemburg, um sich im Rapatrierungsamt (Aldringer-Schule) offiziell zurückzumelden. Hier schien man nicht sonderlich erbaud über das eigenmächtige Vorgehen der drei Heimkehrer, die aus einem amerikanischen Kriegsgefangenenlager geflüchtet waren. Sankt Bürokratismus sah solches nicht vor. Uncle Sams Lager waren doch nicht dazu da, daß die Insassen einfach ausbrachen. Roger berichtete getreulich, was er alles im Remagener Riesenlager erlebt hatte und legte eine lange Namensliste von Luxemburger Zwangsrekrutierten vor, die drüben am Rhein hinter hohen Stacheldrahtzäunen sehnsüchtig auf die Befreiung warteten. Sie kamen erst Wochen später heim, schimpften kaum über die schwerfällige Langsamkeit ihrer Rapatriierung und ... freuten sich, daß sie lebten.

In der Heimat blühte Roger auf. Er war noch keine neunzehn Jahre alt. Jungendlicher Optimismus half ihm über alle körperlichen Beschwerden hinweg. Bald trat er wieder ins Berufsleben. Die Luxemburger Schmelzen brauchen Erz, und die HADIR-Grubenbetriebe Leute. – Dann kam der Gestellungsbefehl zur Luxemburger Armee. Die Uniform ließ Roger anscheinend nicht los. Noch ein ganzes Jahr blieb er Soldat, diesmal im Dienste der Heimat. Er lag in Garnison in der Budersberger Schule (Head-Quarters-Kompanie) unter dem Kommando von Leutnant Gaston Kieffer.

Alte Hasen lehren man keine Haken schlagen. Dem hartgesottenen ehemaligen Zwangsrekrutierten fiel das Luxemburger „Soldatenspiel“ in Khaki-Uniform verhältnismäßig leicht. Budersberg lag eben nicht in Deutschland, und die Luxemburger Sergeanten waren keine Nazi-Schleifer.



Eugène Gerson (geb. am 22. Juni 1925) war als „Accrocheur“ auf Grube Steinberg beschäftigt, als er den Stellungsbefehl zum RAD erhielt. Der junge Arbeiter kannte die Härten des Bergmannsberufs. Schon im Alter von 16 Jahren war er hinausgezogen in die Grube, wo die Förderwagen noch von Pferden geschleppt wurden, und hatte sich seinen ersten Schichtlohn als „Schartjen“ (Pferdejunge) verdient. Am 12. Juli 1944 packte er seinen Koffer und nahm blutenden Herzens Abschied von Eltern und Geschwistern. Eugène war der zweite Gerson-Sohn, der in die Räder der deutschen Kriegsmaschine geriet. Sein älterer Bruder Fernand stand um diese Zeit am Dnjestr an der Front, wo sich die Russen zum Großangriff in Richtung Rumänien bereit machten (siehe Bericht Fernand Gerson).

Eugène war nicht allein, als er seine Heimatstadt verließ. Mit ihm nahmen noch etwa zwei Dutzend andere Rümelinger Dienstpflichtige das schwere Kreuz der Zwangsrekrutierung auf ihre jungen Schultern (siehe Bericht Roger Daxhelet, S. 268). Arbeitsführer mit mächtigen Hakenkreuzen und vielen Silberlitzen an den Uniformen leiteten die Menschenfracht in die RAD-Lager der östlichen Gause, damit die menschliche Beute aus dem Westen nach kurzer Ausbildungszeit im gierigen Rachen des Krieges verfüttert werden konnte. Am 13. Juli feierte Eugène seinen Namenstag, während der Zug durch das gelbe Licht des heißen Hochsommers nach Osten donnerte.

Eugènes Gruppe wurde in Richtung Königsberg abgezweigt und fand Aufnahme im RAD-Lager Schippenbell, nordwestlich von Rastenburg, wo sich Hitlers „Wolfschanze“ befand, in der am 20. Juli das Führerattentat erfolgte. Die Luxemburger erhielten eine infanteriemäßige Grundausbildung. So brauchte dies nicht mehr in den Wehrmachtskasernen besorgt zu werden. Doch die Karabiner waren bei den Zwangssoldaten aus dem Westen in schlechten Händen. „Sabotage!“ brüllten die Vormänner, wenn die querköpfigen Luxemburger beim Gewehrreinen die Zugketten von den Säuberungs-